

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 3

Artikel: Und dann kam das Jahr 1914 [Fortsetzung]

Autor: Bührer, Jakob

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633330>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 3 — 1915

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 16. Januar

Beim Schlafengehen.

Von Hermann Hesse.

Nun der Tag mich müd gemacht,
Soll mein sehnliches Verlangen
Freundlich die gesäumte Nacht
Wie ein müdes Kind empfangen.

Hände läßt von allem Tun,
Stirn, vergiß du alles Denken,
Alle meine Sinne nun
Wollen sich in Schlummer senken.

Und die Seele unbewacht
Will in freien Flügen schweben,
Um im Zauberkreis der Nacht
Tief und tausendsach zu leben.

Aus „Musik des Einsamen“.

Und dann kam das Jahr 1914.

Novelle von Jakob Bührer, Bern.

3

Inabnit goß sich den Rest der Flasche ins Glas und verfolgte Christian, der eben in eiligem Lauf am Ausgang der Treppe erschien, einen Augenblick scharf ausspähte und nun in einem sehr gemächlichen Spaziergeschritt irgendwohin strebte. Und jetzt verschwand er in der Menge. Halt, da war er wieder. Wenige Schritte vor ihm ging ein hochelgentes Dämlein. Jetzt wandte sie sich um, ganz dicht vor Christian. Der aber ging an ihr vorbei. Das konnte sie also nicht sein. Aber jetzt kehrte sich auch Christian um, und schritt wieder hinter jener her. Beide kamen näher und näher. Er behielt größeren Abstand als vorhin. Nun machte sie wieder kehrt. Waa, jetzt!

„Ach was . . . Du?? — Guten Abend, Kät . . . , Katerina,“ ganz erstaunt, als wäre ihm das Unvorbereitetste von der Welt zugestochen, streckte Christian einer sehr vornehm gekleideten Dame die Hand hin. „Sie sind in der Schweiz? Wie schön!“

Sie lachten einander herzlich an. „Wieso „in der Schweiz“? Haben Sie meine Karte nicht erhalten?“ frug sie mit einem leisen Erstaunen, in ihrer klängvollen tiefen Stimme.

„Karte?“ machte er erstaunt. „Ja,“ erklärte er, „er sei eben schon einige Tage von zu Hause fort.“

Welch glücklicher Zufall, daß sie sich nun doch getroffen hatten!

Er bot ihr den Arm und sie bummelten um den dichten Kreis von Menschen, der sich um das Musikpavillon drängte. Geigen und Pauken jubelten über sie weg, und rasch sank die Dämmerung herein. Katarina war voll Entzücken von der Ausstellung und ihr Mund floß über von unge-

suchtem Lob. Vielleicht, meinte sie, könne nur der, der lange Zeit im Ausland gelebt habe, ermessen, wie großartig die Ausstellung sei. Wenn man da draußen sich herumtreibe, habe man, warum wisse sie selber nicht, eine gar bescheidene Vorstellung von der Heimat. Man denke sich einen Garten, darin ein kleines Häuschen, das von spitz zulaufenden Birnbaumkronen überragt werde und dahinter den Hügelraum einer gelbgesprengelten Butterblumenwiese. Dazu höre man ab und zu ein Geißlein mit dem Glöcklein bimmeln. Man sage sich oftmals, daß das ja herzlich dumm sei; die Schweiz sei gar nicht ein so mädelhenträumerisches Idyll, aber daß sie so groß, so stark, wirtschaftlich stark sei, wie es durch diese Schau bewiesen würde, das hätte sie doch nie und nimmer geglaubt.

Christian hörte ihr zu und war vergnügt. Jeden Unsinn hätte sie verzapfen können, er war zufrieden, daß er ihre Stimme hörte, was ging ihn der Sinn der Worte an! Seele war in dieser Stimme! Als hörte er seine Mutter reden, die er nie gekannt hatte, so war ihm zumut. Er achtete es kaum, daß die Musik aufhörte und wieder einsetzte. Da gingen vor ihnen eine ganze Reihe Lichter auf. Über den Rasen, der zwischen den pomphaften Hallen lag, waren in regelmäßigen Abständen unzählige Laternen verteilt. Im nächsten Augenblick leuchteten auch alle Umrisse der Brunnenbauten dieses Hauptplatzes unter dem Licht von hunderten von elektrischen Kerzen.

„Ei, wie schön, wie schön!“ rief Katarina frohgemut.

Christian hatte verächtlich die Unterlippe vorgestreckt und die Luft durch die Nase geblasen. „Ritschig,“ wollte er sagen, aber er verbiss es. Es gefiel ihr, warum

sollte er ihr die Freude verderben? Und sie wanderten weiter im Kreise herum, unter den vielen, vielen Lichtern, zwischen den plaudernden, lauschenden, promenierenden sonntäglichen Leuten, und die leichtfrohliche Harmlosigkeit der Stunde, die einem aus jedem Gesicht entgegen grüßte, ging auch in Christian über. Plötzlich hielt er inne:

„Haben Sie etwas dagegen, wenn ich Hunger habe?“

„Durchaus nicht, ich habe sogar selbst so ein Gefühl!“

„Ausgezeichnet, helfen wir ab!“ Und Christian juckte es, wieder einmal „Stinknobel“ zu leben, wie er zu sagen pflegte. Und im feinsten, will sagen, teuersten Restaurant der Ausstellung wurden sie von zwei, drei, nicht übermäßig beschäftigten Kellnern an ein kleines Tischlein komplementiert, und als kleine Fürstlichkeiten behandelt. Mit der Nachlässigkeit einer Herzogin ließ sich Katarina den Staubmantel abnehmen, den Stuhl unter die Beine rücken, und nun lag ihre durchsichtige lange Hand auf dem weißen Linnen, indessen sich der Körper weich in den Stuhl schmiegte. Ihr hohes, fein geformtes Stirnlein umrahmte ein dunkles Haar, durch das ganz wenige graue Fäden liefen, die dem feinmodellierten, geistvollen Gesicht etwas ungemein Gütiges und Gesittetes gaben. Den Arm auf die Stuhllehne gestützt, die leichtgebogenen Finger an den Mund gelegt, betrachtete sie Christian. Eine reife, schöne Frau war aus dem zierlichen Bäckfisch geworden, der der schönste „Besen“ in ihrem Heimatstädtchen gewesen war. Der Blick war ruhiger, aber Nase und Kinn schärfer als früher.

Die Suppe kam und sie begannen zu taseln. In den Pausen erzählte sie, wie sie aus Italien nach Frankreich verschlagen worden sei und nach einigem Missgeschick eine sehr angenehme Stelle als Gesellschafterin in einer politisch hochgestellten französischen Familie gefunden habe. Den Sommer verbringe sie an der Küste in Südfrankreich, den Winter in Paris. Er war in bester Laune und trank ziemlich viel. Als die Flasche leer war, bestellte er ohne weiteres eine zweite. Sie lächelte ein wenig. Aber nach dem Essen blieben sie noch lange sitzen, sie eine Zigarette zwischen den schlanken Fingern, er aus einer dicken Zigarre qualmend, so daß die Flasche in aller Behaglichkeit leer wurde. Schließlich wußten sie sich nichts mehr zu sagen und Katarina summte ein Paar Takte vor sich.

„Wollen wir tanzen,“ lachte er.

„Warum nicht?“

Und heiter brachen sie auf und schritten den Weg, den ihnen der höflich dienernde Chasseur wies. Dicht am Wald, rings um eine zweistämmige Linde, lag ein hoch umzäunter, im Lichte elektrischer Kerzen schwarzglänzender Tanzboden. Aus einem kleinen Hütchen quirlten Geigen- und Handharfenlaute, nach denen eine Anzahl Paare tanzten; die meisten in jener etwas schlüfrigen Art, in welcher Richtung sich die moderne Tanzkunst, wenn auch nicht unehrlich entwidelt hat. Christian machte seinen Büdning und kam sich darüber so lächerlich vor, daß ihm die ausgelassene Lustigkeit ins Blut stieg und in dieser Laune walzte er los, immer hübsch gerade aus und rechts herum, wie er es als Gewerbeschüler in der Tanzstunde gelernt hatte, und dabei fielen ihm die vielen, schön gebügelten Stehkragen ein, die er ob der Erlernung dieser Kunst verschwitzt hatte. Auch

Katarina war in heiterster Laune, aber nach der dritten Runde mußten beide recht heftig atmen und sie fanden, daß der Tanz für jüngere Leute erfunden worden sei. Sie gingen am Waldrand entlang, und Christian meinte: „Katarina, wir könnten uns eigentlich wieder Du sagen?“

„Freilich könnten wir.“

Aber da fand er plötzlich keine Worte mehr. Auf dem Waldweg war es ziemlich dunkel und nur einzelne Paare gingen eng aneinander geschmiegt des Weges. Aus der Ferne tönte ein dumpfes Rumpeln und hin und wieder ein quixender Schrei herüber.

„Die Szeneriebahn,“ erklärte Katarina.

„Was ist denn das für ein Ding? Gehen wir!“ Und Christian war es im Grunde sehr zufrieden, aus dem Zwielicht mit seinen Liebespaaren heraus zu kommen. Mit einer andern, seinetwegen, aber nicht mit Katarina.

Der Lärm und das Geschrei wurde lauter und bald standen sie vor einem seltsam kindischen Pappendorfgebirge, in dem kleine Wagenzüge über ziemlich schiefe Ebenen hinunter glitten.

„Willst Du?“ fragte er.

„Allein habe ich mich nicht getraut.“

„Gut!“ Und er schritt ihr voran. Sie bestiegen eines der Wägelchen, wurden in eine Anhöhe gehoben und sausten dann über ungezählte Flächen hinunter und auf der andern Seite wieder heraus. Bei den ersten beiden Abstürzen flammeerte sich Katarina krampfhaft an Christian und schrie laut auf. Christian empfand das höchst widerwärtig. Seine fröhliche Laune war mit einemmal von ihm gewichen. —

„Donnerwetter“, sagte er als er unten ankam. „Ich habe ja ein Rendez-vous mit einem alten Bekannten abgemacht.“

Ein Augenblick war es als ob eine große Enttäuschung über Katarinas Gesicht glitte; aber in ihrem alten Tone sagte sie: „Und für mich ist es ja auch die höchste Zeit.“ Sie strebten dem Ausgang zu. Er rief ein Automobil heran und nannte dem Führer Katarinas Hotel. Er bemerkte ihr Lächeln nicht, das verriet, daß sie nun wußte, daß er ihre Karte doch erhalten hatte, und daß ihr Zusammentreffen doch nicht so ganz zufällig gewesen war. Die Fahrt war ziemlich schweigsam. Sie verabredeten, sich morgen mittag wieder in der Ausstellung zu treffen.

Nach dem kurzen Abschied begab sich Christian in das Restaurant, in dem er Inäbnit getroffen hatte und fand ihn richtig wieder mit einigen der Männer, die ihm des Mittags vorgestellt worden waren. An dem Tisch herrschte eine beträchtliche Aufregung. Nicht mehr und nichts weniger als der bevorstehende Ausbruch eines Weltkrieges wurde erwogen. Die letzten Zeitungsdepeschen hatten höchst bedenklich gelautet; indessen war der Gedanke ja so grauenhaft, daß niemand die Befürchtung ganz ernst nahm. Auch war Europa im letzten Jahrzehnt alle vier, fünf Monate vor der gleichen Gefahr gestanden, und immer wieder war das Unheil vorbeigezogen. Es würde wohl auch diesmal nicht zum Neuersten kommen. Einzig der Jüngste der Gesellschaft, der sich im Laufe des Gesprächs als der Flieger, von dem zwischen Inäbnit und Christian die Rede gewesen war, erwies, erklärte, daß er fest davon überzeugt sei, daß es jetzt losgehe. Den wenigen trocken hingeworfenen Worten merkte

man an, daß dem Glauben auch ein Wunsch: das Verlangen nach Taten, nach großen, fühenen Ereignissen, zu grunde liege. Ziemlich erregt warf Inäbnit ein, daß das ja der komplette Wahnsinn sei. Aber diese Behauptung erregte vielfachen Widerspruch. Der Krieg an sich habe doch wohl auch eine Aufgabe und sei eine Notwendigkeit. Aber Inäbnit wollte davon nichts wissen. Im alten Machtstaat des Altertums und des Mittelalters, ja noch im Polizeistaat der neueren Zeit sei der Krieg vernünftig gewesen, weil er dem Staatszweck entsprochen habe. Das Gedeihen des eigenen Staates, so habe man damals geglaubt, hänge davon ab, daß es dem Nachbarstaat möglichst schlecht gehe, daß er möglichst schwach sei. Beim modernen Wohlfahrtsstaat aber sei gerade das Gegenteil der Fall. Die Entwicklung des Industrialismus, mit seinem Aufschwung des Verkehrswesens habe in wirtschaftlicher Beziehung die Landesgrenzen gesprengt, heute hänge das Gedeihen und Blühen des eigenen Staates so gut wie vollständig davon ab, daß es auch den Nachbarstaaten möglichst gut gehe, daß sie möglichst laufkräftig seien. So vernünftig an sich die Feindschaft unter den Machtstaaten gewesen sei, so wahnsinnig sei ein Krieg unter Wohlfahrtsstaaten. Wenn diese Katastrophe über Europa ausbrechen sollte, so liege das Ungeheuerliche und Verbrecherische, das in der Weltgeschichte seines Gleichen nicht habe, darin, daß es sich um ein Gemetzel zwischen Wohlfahrtsstaaten handle, in einer Epoche der Kulturentwicklung, die bisher von keinem Volk und keinem Erdteil erreicht worden sei. Diese Behauptungen waren der Gesellschaft zu allgemein und das Gespräch wandte sich wieder den Einzelheiten und den in die Krise verwickelten Nationen zu. Christians Interesse an dem Gespräch erlahmte, er kam mit dem Flieger überein, daß sie morgen Abend einen Aufstieg machen wollten und dann verabschiedete er sich.

Aber Christian konnte lange nicht einschlafen. Die unzusammenhängensten Gedanken jagten durch sein Hirn. Bald ging er mit Katarina am Waldrand, und er sagte zu ihr: „Katarina, wir könnten uns eigentlich Du sagen. — Und was meinst Du, könnten wir beide nicht zusammen leben? Wir rücken so allgemach der Schattenseite des Lebens entgegen. Wie traurlich und behaglich ließe sich zusammen hausen! Es könnte sehr nett werden. Ein Bischen lieb hast Du mich ja, und ich dich auch.“ — Warum hatte er ihr das nicht gesagt? Ganz plötzlich hatte ihn eine beklem-

mende Angst übernommen. Gott, er war doch sonst nichts weniger als scheu, Frauen gegenüber. Nur bei Katarina wurde er sofort verzagt, so bald nur um ein Geringes die Grenzen überschritten wurden, die die Menschen in der Regel trennen. Gleich darauf fiel ihm ein, daß er morgen Abend fliegen würde, es war also eine Möglichkeit vorhanden, daß er morgen um diese Zeit mit zerschlagenen Gliedern in einem Spital läge, oder gar nur ein Kohlenhäuschen war. Er schätzte sein Leben nicht sehr hoch ein, aber es war immerhin denkbar, daß es gerade jetzt recht interessant und lebenswert geworden wäre, weniger wegen Katarina, he, da war überhaupt noch nichts sicher. Das wollte er sich noch sehr überlegen; aber wenn jetzt der Weltkrieg ausbrach, dann — dann kam eine große Zeit. Das war ja das Erbärmliche, es geschah nichts Großes mehr. Ein kleinlicher Krämergeist regierte die gesamte Menschheit und bestimmte alle ihre Taten. Es war zum Ersticken. Eine wirklich große, große Explosion tat not. Und plötzlich war er in Rom und schlenderte durch die Via Pandolfi, in der er gewohnt hatte. Da begegnete ihm ein mageres Mönchlein, das ihn mit seltsam tiefen, stillen Augen ansah. „Kommst Du mit mir?“ fragte er, und Christian antwortete: „Warum nicht?“ Und sie gingen durch schmale Gassen, in denen es erstidend heiß war, und schlecht roch, und kamen durch einen großen Garten an ein kleines Törlein, stiegen über schmale Treppen empor, leise, leise. Behutsam öffnete das Mönchlein eine Türe und in einem engen Zimmer mit rotem Steinboden und nackten Wänden saß ein Greis, ganz in Weiß gekleidet, am Fenster, den Finger in einem auf die Schulter gesunkenem Büchlein, dessen Deckel die milden reichen Farben eines venezianischen Sommerabends, an dem Himmel und Erde Hochzeit feiern, in einem Ornamente trug. „Herr Papst,“ sagte das Mönchlein, und der Greis hob leise seine Stirne, ohne sich umzusehen. „Herr Papst, wie ist es nun? — Ist jetzt die Zeit nicht gekommen?“ Da wandte der alte Mann sein Gesicht dem Mönchlein zu. Und ein Schmerz lag über diesen Zügen, eine Traurigkeit und Hilflosigkeit, darüber man weinen mußte. „Kann ich denn, Francesco?“ fragte er mit einer müden, gebrochenen Stimme. Und das Mönchlein verneigte sie tief und sagte: „Ich wußte es ja, Ihr könnt nur noch sterben, Herr Papst. Gott ist nicht dort, wo Ihr ihn suchtet, ich habe es immer gesagt!“ (Fortsetzung folgt.)

E Wintertag im Oberland.

D'r Tag liegt über d'Bärge-n-i.
Was güggelisch so lang?
Tue nit so schüüch doch! Chum du gschwing!
's wird eim ja angicht und bang.

D'r Tag dänkt aber so für sich:
's git dir ne Schtrich d'rdür!
Ar fummlet ume-n=und zieht — ach —
Die grosse-n-Umhäng für.

Im Augeblick isch d's Wätter da;
's lehruuuusset und gif Schnee,
I glaube gäng, i ha bis jetz
Mir läbtig nüt so gieh.

D'r Luft peutscht d'Flocke-n-über d's land;
Sie tanze hin und här;
Sie zwirble-n-uf und wieder ab,
Wie wenn das gäng so wär.

Reis Vögeli flügt meh dür d'Luft;
Schill isch es duss und tot;
E Chräje gloss suecht uf d'r Schtrass
Es magers Morgebrot.

Da het d'r Luft d'r Atem a;
V'schnuppe muess er chli!
Uf einisch isch au d'Sunne da,
Sie chönnt nit schöner si.

Und d's Birebäumli näbem Hus,
Wie schteit es lektattlich da!
„Ja gäll, wie ha-n-i jetze doch
Es prächtigs Gwandli a?“

Doch wieder chunt d'r Tag und zieht
Die grosse-n-Umhäng für;
D'r Luft pfift wieder mir um d's Hus
Und wäit m'r Schnee vor d'Tür.

Und wieder isch nes Wetter da;
's lehruuuusset und gif Schnee,
I glaube gäng, i ha bis jetz
Mir läbtig nüt so gieh.

J. Howald.